

The background is a painting of a Parisian street scene. A woman in a purple suit stands in the doorway of a bookshop with green-painted wooden frames. The shop windows are filled with books. A man in a brown suit and hat walks past on the right, leaning on a cane. A small dog sits on the sidewalk in the foreground. The text 'SHOPEARE AND COMPAN' is faintly visible in yellow at the top, and 'BOOKSHOP' is visible on the right window frame.

DIE BUCHHÄNDLERIN VON PARIS

Insel

Roman

Kerri Maher

insel taschenbuch 4933
Kerri Maher
Die Buchhändlerin von Paris



Kerri Maher

DIE BUCHHÄNDLERIN VON PARIS

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Claudia Feldmann

INSEL VERLAG

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
The Paris Bookseller bei BERKLEY, New York 2022.

Erste Auflage 2022
insel taschenbuch 4933
Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag
Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2022
© 2022 by Kerri Maher

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung von ZERO Media, München, unter Verwendung des
Originalumschlags von Berkley Books, Illustration: Tara Miura

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: C. H. Beck, Nördlingen

Dieses Buch wurde klimaneutral produziert:

climatepartner.com/14438-2110-1001.

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68233-2

www.insel-verlag.de

ERSTER TEIL

1917-1920

*Berühmte Menschen wurden nicht berühmt geboren.
Am Anfang ist man immer unbekannt.*

Adrienne Monnier

KAPITEL I

Paris war einfach *die* Stadt.

Sylvia hatte schon fünfzehn Jahre lang versucht, wieder dorthin zu kommen, seit sie mit ihrer Familie dort gelebt hatte. Ihr Vater, Sylvester Beach, war damals Pastor der amerikanischen Kirche im Quartier Latin gewesen und sie ein romantisches junges Mädchen, das Balzac und Cas-soulet liebte. Woran sie sich am deutlichsten erinnerte und was sie im Herzen getragen hatte, als ihre Familie in die Vereinigten Staaten zurückkehren musste, war das Gefühl, dass die französische Hauptstadt heller war als alle anderen Städte, die sie kannte oder je kennenlernen würde. Und das lag nicht nur an den flackernden Gaslaternen, die die Straßen nach Einbruch der Dunkelheit erleuchteten, oder an dem schimmernden, fast weißen Stein, aus dem ein großer Teil der Stadt erbaut war – es war das funkelnde, überschäumende Leben in jedem Wasserspiel, jedem Studententreffen, jedem Puppentheater im Jardin du Luxembourg und jeder Oper im Théâtre de l'Odéon. Auch ihre Mutter sprühte vor Lebendigkeit, las Bücher, lud Professoren, Politiker und Schauspieler ein und servierte ihnen üppige Mahle im Schein der Kerzen, während angeregt über Bücher und Geschehnisse in der Welt diskutiert wurde. Eleanor Beach sagte ihren drei Töchtern – Cyprian, Sylvia und Holly –, dass sie an einem wunderbaren, außergewöhnlichen Ort wohnten, der ihr Leben für immer verändern würde.

Nichts hatte da herangereicht, weder das Plakatebasteln, Telefonieren und Von-Haus-zu-Haus-Gehen für die Na-

tional Woman's Party in New York zusammen mit ihren Schwestern und ihrer Mutter noch die Reisen allein kreuz und quer durch Europa, bei denen sie die Kirchtürme und Kopfsteinpflaster vieler anderer Städte bestaunt hatte, noch der lang ersehnte erste Kuss von ihrer Klassenkameradin Gemma Bradford oder das Lob ihrer Lieblingslehrerinnen.

Doch nun war sie wieder hier und *lebte* sogar in der Stadt, die ihre Seele gefangen genommen hatte.

Sylvia verließ die Zimmer im unfassbar schönen, wenn auch halb verfallenen Palais Royal, die sie sich mit ihrer Schwester Cyprian teilte, ging hinunter zur Pont Neuf und überquerte die Seine. Der Wind, der vom Fluss heraufwehte, zerzauste ihre kurzen Locken und drohte ihre Zigarette auszupusten. Mitten auf der Brücke blieb sie stehen, um Notre-Dame zu betrachten, mit ihren symmetrischen gotischen Türmen, die neben dem großen Rosettenfenster aufragten, und den so zierlich wirkenden Bögen, die dennoch seit Jahrhunderten die mächtigen Mauern stützten.

Bald darauf wanderte sie durch die schmalen Straßen des Quartier Latin, die ihr noch von früher vertraut waren. Dabei verlief sie sich ein wenig, aber das war nicht weiter schlimm, denn so bekam sie Gelegenheit, die Église de Saint-Germain-des-Prés zu bewundern und eine hübsche Studentin, die an einem der Tische vor dem Les Deux Magots einen Café Crème trank, nach dem Weg zu fragen. Schließlich blieb sie vor dem Haus Rue de l'Odéon 7 stehen, der Buchhandlung von A. Monnier.

Die Fassade des kleinen Ladens von Madame – *ou peut-être mademoiselle?* – Monnier war in einem angenehmen hellen Grau gestrichen, und über den großen Schaufenstern zog sich in einem dunkleren Ton der Schriftzug mit dem

Namen der Inhaberin. Als Sylvia die Tür öffnete, bimmelte fröhlich ein Glöckchen. Zwischen den deckenhohen, dicht mit Büchern gefüllten Regalen standen mehrere Kunden; sie stöberten und lasen, aber da niemand etwas sagte, war es so still wie in einer leeren Kirche. Von plötzlicher Scheu erfasst, was den Anlass ihres Kommens anging, blickte Sylvia sich um und verschob ihre Frage auf später.

Sie war froh über diese Entscheidung, denn sie entdeckte ein paar schöne Ausgaben ihrer französischen Lieblingsromane und las fast eine ganze Kurzgeschichte in der neuesten Ausgabe von *Vers et Prose*. Während sie das tat, erwachte die Buchhandlung um sie herum zum Leben. Kunden tätigten Käufe, die die Kasse zum Klingeln brachten, und gesprächigere Paare kamen herein und vertrieben die Stille.

Sylvia nahm das Buch, das sie hatte kaufen wollen, und die Zeitschrift, in der sie gelesen hatte, und ging damit zu der großen Registrierkasse aus Messing, hinter der eine junge Frau, ungefähr in ihrem Alter, stand und sie mit schmalen Lippen anlächelte. Mit ihren mittelmeerblauen Augen, der hellen Haut und dem rabenschwarzen Haar war sie so bemerkenswert, dass man sie einfach ansehen musste. Im Geist hörte Sylvia, wie Cyprian die Kleidung der Frau als altmodisch kritisierte – der bodenlange Rock und die bis zum Kinn zugeknöpfte Bluse bildeten einen allzu strengen Schutzschild für den sinnlichen Körper darunter –, aber ihr gefiel einfach alles an dieser Frau. Sie sah aus wie jemand, mit dem man reden konnte. Doch da war noch mehr, und Sylvia verspürte den starken Impuls, über die weiche Wange der Frau zu streichen.

»Haben Sie gefunden ... wonach Ihr Herz verlangt?«, fragte die Frau auf Englisch, mit starkem Akzent.

Wonach mein Herz verlangt? Sylvia schmunzelte über die typisch französische Leidenschaft in der Wortwahl und erwiderte auf Französisch: »Ja, habe ich, allerdings bin ich ein wenig enttäuscht, dass Sie mich sofort als Ausländerin erkannt haben.« Sie war sehr begabt, was Sprachen anging, und in der Tat wirkte die Frau beeindruckt, als sie so fließend und akzentfrei antwortete.

»Woher kommen Sie?«, fragte sie, nun auf Französisch.

»Aus den Vereinigten Staaten. Zuletzt habe ich in Princeton, New Jersey, gewohnt, nicht weit von New York City. Ich heiße übrigens Sylvia. Sylvia Beach.«

Die Frau klatschte in die Hände und rief: »Aus den Vereinigten Staaten! Der Heimat von Benjamin Franklin! Er ist mein Lieblingsautor! Ich bin Adrienne Monnier.«

Sylvia lachte, als wäre es vollkommen logisch, dass diese hübsche junge Frau in den altmodischen Kleidern denselben Mann bewunderte, der auch ihr liebster Gründungsvater war. Sie war eindeutig eine Mademoiselle; an ihr war keine Spur von Madame. »Freut mich, Sie kennenzulernen, Mademoiselle Monnier. Ihr Buchladen ist etwas ganz Besonderes. Und ich schätze Ben Franklin auch«, gab sie zu. »Aber haben Sie Hawthorne gelesen? Oder Thoreau? Was ist mit *Moby-Dick*? Das ist eins meiner Lieblingsbücher.«

Und schon waren sie mittendrin. Sylvia erfuhr, welche amerikanischen Autoren ins Französische übersetzt wurden und welche nicht und wie schwer es selbst im kosmopolitischen Paris war, an englischsprachige Bücher heranzukommen. »Aber mein Englisch ist ohnehin nicht gut genug, um diese großartige Literatur in ihrer Muttersprache zu lesen«, sagte Adrienne bescheiden und senkte den Blick.

»Vielleicht *noch* nicht«, widersprach Sylvia, deren Herz sanft zu glühen begann. Zwischen ihnen war ein Funke übergesprungen, und das hatte nicht nur mit den Büchern zu tun, davon war sie überzeugt. Ihre Hände wurden plötzlich ganz feucht.

»*Da* bist du, Adrienne«, sagte eine bezaubernde, melodiose Stimme hinter Sylvia.

Sie wandte sich um und erblickte eine außergewöhnlich zierliche Frau mit üppigem, rotblondem Haar, das zu einem Knoten hochgesteckt war. Sie trug ein ganz ähnliches Ensemble wie Adrienne, das an ihrem kleinen, schlanken Körper jedoch vollkommen anders wirkte. Ihre Finger waren lang und schmal und ständig in Bewegung, als führten sie ein Eigenleben. Doch als sie sich besitzergreifend auf Adriennes kürzere, fülligere Hand legten, wusste Sylvia sofort, dass die beiden Frauen ein Liebespaar waren.

Und sie hatte gedacht, sie und Adrienne würden flirten. Sie hatten bereits zum vertrauten *tu* gewechselt, statt *vous*.

Die Wärme und Bewunderung, mit der Adrienne diese Frau, die jetzt neben ihr stand, anlächelte, versetzte Sylvia einen Stich. Diese beiden Frauen besaßen etwas in ihrem Leben und in dieser Buchhandlung – etwas, wonach sie lange gesucht hatte, ohne zu wissen, wie sehr sie sich danach sehnte, bis sie es vor sich sah. Würde sie es auch finden können? Und was genau war es überhaupt? Mit einem Mal fühlte Sylvia sich orientierungslos, aus dem Gleichgewicht gebracht von dem, was sie umgab: der Laden, die Frauen, die Bücher, das gedämpfte Gemurmel der anderen Kunden.

»Suzanne«, sagte Adrienne, »das ist unsere neue Freundin Sylvia Beach aus den Vereinigten Staaten. Sylvia, das ist Suzanne Bonnierre, meine Geschäftspartnerin.«

Mit übertrieben enthusiastischer Geste streckte Sylvia die Hand aus, und Suzanne nahm sie leicht amüsiert. »Freut mich sehr, Sie kennenzulernen, Mademoiselle Beach.«

»Sylvia, bitte«, sagte sie. »Das ist wirklich eine wunderbare Buchhandlung. So gemütlich und einladend, und Sie führen nur die besten Autoren.« Allerdings fragte sie sich, warum Suzannes Name nicht außen an der Fassade stand. Nun ja, Monnier & Bonnierre wäre, obwohl es gut klang, vielleicht etwas zu offensichtlich gewesen, auch wenn Paris in solchen Dingen recht liberal war. Neulich Abend hatte Cyprian Sylvia einen Hosenanzug und sich selbst ein perlenbesticktes Kleid verpasst, und dann waren sie, in knöchellange Mäntel gehüllt, mit der Metro zu einer neuen Bar in der Rue Edgar-Quinet gefahren, die nur von Frauen besucht wurde, von denen die Hälfte Monokel und Gamaschen trug. Von außen sah das Etablissement ganz normal aus, mit einer kleinen Markise, auf der schlicht »Bar« geschrieben stand, aber die laute, aufgeheizte Atmosphäre im Innern war Sylvia unangenehm gewesen. Sie hatte sich bemüht, locker zu sein und es zu genießen, dass sie in einer Stadt lebte, in der so etwas möglich war und wo sie ganz offen zu ihren Neigungen stehen konnte; es war sogar gesetzlich gestattet, denn gleichgeschlechtliche Beziehungen waren im Zuge der Französischen Revolution legalisiert worden. Aber sie war sich vorgekommen wie ein Stück Obst auf einer Marktauslage. Die Leserin in ihr zog die Stille und Feinsinnigkeit von A. Monnier vor.

»Vielen Dank für das Kompliment«, erwiderte Suzanne. »Ich war noch nie in Ihrem Land, aber ich habe schon viel Großartiges darüber gehört und gelesen. Es ist sehr inspirierend für Frankreich.«

»Mein Land hat sicher viele Vorzüge, aber ich bin froh, hier zu sein«, sagte Sylvia und dachte an die Einschränkung der Pressefreiheit durch die Comstock- und Spionage-Gesetze, den langen und mühsamen Kampf für das Frauenwahlrecht und die abstruse Idee eines Alkoholverbots, die überall kursierte. Ihr schien, dass sich in Amerika immer mehr abseitige Ideen durchsetzten, während die guten, starken, die das Land in ein fortschrittliches neues Jahrhundert hätten führen können, dahinsiechten.

»Wir sind auch froh, dass du hier bist.« Adrienne lächelte ihr zu.

»Sie müssen heute Abend zu der Lesung kommen!«, rief Suzanne aus. »Unsere lieben Freunde Valery Larbaud und Léon-Paul Fargue werden da sein. Und Jules Romains. Kennen Sie diese Autoren?«

»Natürlich! Es wäre mir eine Ehre, sie persönlich kennenzulernen.« Bei aller Freude zog sich Sylvia auch der Magen zusammen. *Jules Romains? Vraiment?* Was konnte sie ihm schon zu sagen haben?

»Kommen Sie um acht wieder. Wir kümmern uns nicht mehr um die Luftangriffe.«

Tja. Danach konnte sie sich einfach nicht mehr auf ihren Essay über Spanien konzentrieren. Während sie an ihrem kleinen Schreibtisch im Palais Royal saß, stieg Sylvia immer wieder die Mischung aus Staub und Lavendel in die Nase, die sie an A. Monnier erinnerte – sowohl die Buchhandlung wie die Frau –, aber jedes Mal, wenn sie an ihrem Ärmel schnupperte, um die Quelle zu finden, verschwand der Duft.

Wahrscheinlich war diese Unkonzentriertheit nur ein weiteres Zeichen dafür, dass sie nicht zur Schriftstellerin geschaffen war, auch wenn aufgrund ihrer Liebe zu den Bü-

chern alle um sie herum – ihre Eltern, ihre Schwestern und auch ihre älteste Freundin Carlotta Welles – davon ausgingen, dass sie eine werden würde.

»In dir steckt ein Walt Whitman«, hatte ihr Vater immer gesagt, wenn sie eine gute Note für einen Aufsatz bekam. »Ich weiß es einfach.«

Aber Aufsätze waren keine Gedichte oder Romane. Wenn sie sich an einem Vers oder einer Geschichte versuchte, kam nichts Gescheites dabei heraus. Sie verehrte Whitman. Der Versuch, ihm – oder Kate Chopin oder einer von den Brontë-Schwestern – auch nur im Entferntesten nachzueifern, erschien ihr fast wie eine Beleidigung. Hinzu kam, dass sie nun, da sie älter wurde, die Schriftsteller bevorzugte, die Whitmans Erbe weitertrugen, und sie sangen so ergreifend von sich und der Welt, dass sie manchmal nach der Lektüre die halbe Nacht wach lag und sich fragte: *Wie machen sie das? Wie schaffen sie es, in mein Innerstes zu greifen, meine Seele zu packen und sie in ihrem Käfig hin und her zu rütteln?* Vor allem bei Kate Chopins *Das Erwachen* und *Ein Porträt des Künstlers als junger Mann* von James Joyce hatte sie es so empfunden. O Gott, wenn sie an diese beiden Romane dachte, verzehrte sie sich förmlich vor Lust, Bewunderung und Neid! Diese atemberaubende Offenheit, mit der sie über Körper und ihre Begierden schrieben, und über die Schuldgefühle und Folgen dieser Begierden, indem sie Worte zu aufwühlenden Sätzen verknüpften, die den inneren Aufruhr ihrer Figuren so treffend schilderten, dass Sylvia in ihren Laken der Schweiß ausbrach.

Könnte sie jemals so mutig schreiben, in dem Wissen, dass ihr Vater, der Pastor, den sie von Herzen liebte, jedes Wort davon lesen würde? Zwar schien er ihr Unverheira-

tetsein und vielleicht sogar ihren diskreten Sapphismus stillschweigend akzeptiert zu haben – schließlich hatte er sie nie dazu ermuntert zu heiraten und ihre Frauenfreundschaften, die nicht alle rein platonisch gewesen waren, nie kommentiert –, aber es wäre doch etwas ganz anderes, wenn sie mit derselben Offenheit, die sie an den neuen Veröffentlichungen in den progressiveren Literaturzeitschriften so bewunderte, über ihr Verlangen schriebe.

Könnte sie freizügig über ihre innersten Sehnsüchte schreiben, ohne sich dabei zu verlieren? Könnte sie helfen, die Seiten ihrer Lieblingszeitschrift *The Little Review* zu füllen, die die Herausgeberin Margaret Anderson im vergangenen Jahr so kühn leer gelassen hatte? Sie hatte einen Schwung weiße Seiten veröffentlicht, nur mit einem Redaktionskommentar, dass sie von nun an nichts »Passables« mehr publizieren würde, sondern nur noch echte Kunst. Kunst, die die Welt verändern würde. Und Sylvia war aus tiefstem Herzen überzeugt, dass genau das der Sinn der Kunst war – neu zu sein, etwas in Gang zu bringen, Sichtweisen zu verändern.

Einmal hatte ihre Mutter auf die Bemerkung ihres Vaters bezüglich Whitman erwidert: »Oder vielleicht wird sie die nächste Elizabeth Cady Stanton.« Warum mussten ihre Eltern die Latte für sie so hoch legen? Waren sie schuld daran, dass sie Cyprian im Stillen um ihren Erfolg als Schauspielerin beneidete?

In gewisser Weise war ihre Schwester der Grund dafür, dass sie überhaupt in Paris waren, insofern sollte sie ihr wohl dankbar sein. Cyprian spielte eine Rolle in der beliebten Filmserie *Judex* und war so bekannt, dass sie regelmäßig auf der Straße angesprochen und um ein Autogramm

gebeten wurde. Manchmal wurde auch Sylvia um ein Autogramm gebeten, wohl in der Annahme, sie sei eine angehende Schauspielerin, die mit dem strahlenden Star befreundet war. Sylvia seufzte dann leise; so war es zwischen ihr und ihrer jüngeren Schwester schon immer gewesen: Cyprian bekam Aufmerksamkeit allein durch ihr hübsches Aussehen, während sie sich in Bibliotheken und an Schreibtischen abrackerte, in der Hoffnung, dass eines Tages jemand ihre Worte und Ideen entdeckte.

»Aber es sind immer nur halbwüchsige Jungen und kleine Mädchen«, beschwerte sich Cyprian, nachdem sie wieder einmal auf einer Serviette oder einem Bierdeckel unterschrieben hatte. »Wo sind die *ducs* und andere wohlhabende Verehrer?«

»Die gibt es doch, Schwesterherz. Das sind die, die dir im Ritz Champagner und Pernod schicken lassen.« *Außerdem willst du die männliche Aufmerksamkeit ja ohnehin nur wegen des äußeren Scheins.* Cyprian war eher willens, sich an einen Mann zu binden, als Sylvia, die eine Heirat kategorisch ablehnte, selbst eine Zweckheirat zum Schein. Sich mit einem Mann zusammenzutun, selbst wenn der es vorzog, sein Bett mit einem anderen Mann zu teilen, sagte ihr einfach nicht zu. Denn nach ihrer Erfahrung bedeutete das immer auch, sich unterzuordnen. Sylvia war eine der wenigen Eingeweihten, die wussten, dass ihre Schwester die Zuneigung von Frauen bevorzugte. Dennoch spielte Cyprian gern Rollen, die ihr schmeichelten und es ihr ermöglichten, sich Kleider von Chanel und italienische Schuhe zu kaufen und ihrer Neigung für schöne Dinge nachzugeben, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte.

»Wenn ich doch nur eine Bühnenrolle bekommen würde,

dann könnten sie mir Blumen in die Umkleide schicken«, klagte sie oft.

Als es endlich Zeit war, wieder in die Rue de l'Odéon zurückzukehren, lief Sylvia eine halbe Stunde lang auf dem Kopfsteinpflaster vor dem Théâtre de l'Odéon auf und ab, rauchte eine Zigarette nach der anderen und zermartete sich das Hirn, worüber sie sich mit den berühmten Schriftstellern unterhalten könnte; dann beschloss sie, dass das albern war, und marschierte zu Adriennes Buchladen.

Im sommerlichen Dämmerlicht schimmerten die Lampen sanft. Adrienne und Suzanne gingen im Raum umher, füllten Gläser, berührten Schultern, lösten Gelächter aus. Vor allem Adrienne war gefragt und wanderte von Grüppchen zu Grüppchen wie eine Hestia der Bücher. Sie war gerade mit ein paar Gästen in ein ernstes Gespräch vertieft, als Suzanne Sylvia an der Hand nahm und sie Valery Larbaud und Jules Romains vorstellte. Beide Männer begrüßten sie mit Wangenküssen, als würden sie sich schon seit Jahren kennen. »Monnier hat uns schon alles über Sie erzählt«, sagte Romains. »Dass Sie gern lesen und die amerikanischen Transzendentalisten mögen. Vielleicht wäre Baudelaire auch etwas für Sie, aus derselben Zeit hier in Frankreich?«

»Oh, natürlich. Die *Fleurs du Mal* waren auf beiden Seiten des Atlantiks sehr wichtig«, erwiderte sie und genoss sein erfreutes Interesse. Sie plauderten eine Weile über die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, dann wanderte das Gespräch von neueren Romanen und Gedichten über den Krieg, der kein Ende nehmen wollte, zu den Aussichten für die Literatur in Frankreich.

Na, vielleicht war das viele Lesen ja doch nicht umsonst.

Eine Hand, die sie leicht am Ellbogen berührte, ließ Sylvia

zusammenzucken, sodass ein wenig Wein aus ihrem Glas schwappte. *Adrienne*. Sylvia wandte sich von Larbaud und Romains zu ihrer Gastgeberin, die lächelte und sie ebenfalls auf beide Wangen küsste. Sylvia erwiderte die Begrüßung, wenn auch mit übertrieben gespitzten Lippen.

»Amüsiert dich gut?«, fragte *Adrienne*, wartete jedoch Sylvias Antwort nicht ab, sondern sah die beiden Männer streng an. »Ich hoffe, ihr habt unsere neue amerikanische Freundin nett empfangen?«

»Sehr nett«, beeilte Sylvia sich zu sagen.

»Und wie so oft, *Monnier*«, sagte Larbaud, »hast du dieser Fülle einen neuen Schatz hinzugefügt.«

Sie konnte kaum glauben, dass er von ihr sprach. Und dass sie noch vor einer Stunde so nervös gewesen war. Sylvia fühlte sich so zu Hause, als würde sie schon ihr Leben lang hier ein und aus gehen. Und zugleich war es ein aufregendes neues Abenteuer, ein Sprung ins Ungewisse.

»Nicht rot werden, Sylvia!« *Adrienne* lachte. »Ich wusste vom ersten Moment an, dass du ein Schatz bist.«

»Nun ja, meine Schwester ist Schauspielerin, deshalb bin ich eher daran gewöhnt, dass sie der Schatz ist.«

»Schauspielerin?« Romains zog die Augenbraue hoch. »Irgendetwas, das wir vielleicht gesehen haben?«

»*Judex*. Das ist eine Filmserie.«

Die beiden Männer lachten schallend, und der Wein, den sie getrunken hatten, färbte ihre Wangen rot.

»Beachte sie gar nicht«, sagte *Adrienne* und tätschelte scherzhaft Romains' Arm. »Die beiden sind schreckliche Snobs. Ich liebe das Kino und auch einige der Serien. *Judex* kenne ich nicht. Vielleicht sollten wir mal zusammen hingehen?«

Da war es wieder. Dieses *frisson*. Warum hatten die Franzosen die besten Wörter für alles, was mit Anziehung zu tun hatte?

»Sehr gern. Cyprian würde sich riesig freuen.«

»Suzanne gefällt es bestimmt auch.«

Suzanne. Wie konnte ich sie vergessen?

Und schon tauchte sie auf, gab Adrienne einen leichten, aber innigen Kuss auf die Wange und schenkte den beiden Männern ein herzliches, vertrautes Lächeln – ein Signal an Sylvia, dass sie die Neue, die Außenseiterin war und dass trotz des liebenswürdigen Empfangs nichts von alledem ihr gehörte.

KAPITEL 2

Dennoch zog es sie Tag für Tag wie durch Sirenengesang zu A. Monnier.

Die französischen Schriftsteller waren sehr daran interessiert, welche amerikanischen und englischen Autoren sie gelesen hatte, und so lieb Sylvia ihnen ihre persönlichen Ausgaben von Wordsworth und Whitman sowie einige ältere Ausgaben von *The Dial*, *The Egoist* und *The Little Review*, die sie bei ihren letzten Reisen nach London und New York erworben hatte. Sie schrieb an ihre Mutter und bat sie, noch mehr Bücher aus ihrer Bibliothek, die sie zu Hause in Princeton gelassen hatte, zu schicken.

Manchmal begleitete Cyprian sie in die Buchhandlung, und dann rauchten sie und flüsterten miteinander, was Sylvia ein wenig mehr Selbstvertrauen in Suzannes Gegenwart gab. Cyprian nannte sie – ganz leise und nur gegenüber Sylvia – boshaft *la crapaudette*, eine Abwandlung des französischen Worts für Kröte. Ursprünglich hatte sie sie *toady* – Speichelleckerin – genannt.

»Aber das ist sie nicht«, hatte Sylvia protestiert, obwohl sie sich insgeheim über die wenig schmeichelhafte Bezeichnung freute. »Der Laden war genauso ihre Idee wie die von Adrienne.«

»Warum steht ihr Name dann nicht über der Tür?«

»Wahrscheinlich, weil es Adriennes Eltern waren, die das Geld dafür gegeben haben.«

Cyprian schüttelte den Kopf. »Glaub mir, Sylvia, da steckt noch mehr dahinter.«

Wenn dem so war, sprach niemand darüber. Die offizielle Version lautete, dass die beiden Frauen schon in der Schule in Paris befreundet gewesen und anschließend zusammen nach London gegangen waren, wo sie die Idee für die Buchhandlung gehabt hatten, die dann 1915 eröffnet wurde. Sylvia wusste nicht, worum sie die beiden am meisten beneidete: die unkomplizierte, alltägliche Partnerschaft, die gemeinsame Liebe zu den Büchern oder die offensichtliche körperliche Intimität. Wie lange war es her, dass Sylvia auch nur jemanden geküsst hatte? Und sie hatte zwar ein paar kurze Romanzen gehabt, aber wirklich geliebt hatte sie noch nie. Auf jeden Fall war sie noch nie jemandem so nah gewesen, wie es bei Adrienne und Suzanne der Fall war; die beiden waren praktisch verheiratet. Zumindest so verheiratet, wie es zwei Frauen sein konnten. Sie küssten sich im Laden nicht, aber wenn eine von ihnen irgendwo eingeladen wurde, ging man davon aus, dass die andere sie begleiten würde.

Sylvia hasste sich für ihre Eifersucht, zumal Suzanne stets nett zu ihr war. Sie war diejenige, die eines Sonntagnachmittags sagte: »Heute wiederholen sie die ganzen Folgen von *Judex*. Lasst uns hingehen.« Und so hatten sie und Adrienne und Sylvia und Cyprian, die Taschen voll Lakritz und Brandy, im dunklen Kino gesessen und sich zunehmend beschwipster in das Melodram gestürzt. In der Pause, als Suzanne und Cyprian zur Toilette gegangen waren, hatte Adrienne sich zu Sylvia gebeugt und gesagt: »Deine Schwester ist fast so wunderbar wie du.«

Gütiger Himmel, was für eine Hitze diese Worte in ihrer Brust ausgelöst hatten!

»Nett, dass du das sagst, aber das ist doch Unsinn.«

»Nicht jeder Stern ist wie der *étoile polaire, chérie*. Manche sind schwerer zu finden und dezenter. Aber sie sind nicht weniger strahlend, nicht weniger wichtig.«

»Danke.« Sie hätte gern noch so viel mehr gesagt – dass Adrienne wie die Sonne war, der hellste Stern von allen, der alle in seinem warmen Licht badete. Aber das wäre unpassend gewesen, da Suzanne jeden Moment zurückkommen konnte. Überzeugt, dass sie knallrot geworden war, entschuldigte Sylvia sich unter dem Vorwand, ebenfalls zur Toilette zu gehen.

Als das Grüppchen nach vier Stunden den Kinosaal verließ, war es draußen dunkel, und Cyprian sagte: »Na, das war zwar hochnotpeinlich, aber danke, dass ihr Eintrittskarten gekauft und damit für mein Einkommen gesorgt habt.«

»Du warst wunderbar!«, riefen Adrienne und Suzanne aus und begannen, all ihre Lieblingsszenen mit Cyprian aufzuzählen.

»Wirklich lieb von euch, aber ich brauche etwas zu trinken. Wie wär's mit der Bar in der Rue Edgar-Quinet?«

Sylvia hielt den Atem an, und ihre Gedanken überschlugen sich: Sie nahm zwar an, dass Adrienne und Suzanne ihre lesbische Neigung ahnten, aber sie hatte es nie klar geäußert; ihre Schwester wiederum dachte offenbar, dass es einer Klärung bedurfte; sie waren nicht passend gekleidet, denn wer dort hinging, trug entweder einen Anzug oder Glitzerfummel; somit war allen Anwesenden klar, was Cyprian mit ihrem Vorschlag bezweckte.

Doch weder Suzanne noch Adrienne zuckten auch nur mit der Wimper. Mit einem übertriebenen Gähnen sagte Suzanne: »So gern ich ein Gläschen bei Lulu trinke, es ist mir jetzt zu viel Aufwand, mich dafür extra umzuziehen.«

»Geht mir genauso«, stimmte Sylvia hastig ein. »Ich bin auch zu müde.«

Somit hatte Cyprians Schachzug seinen Zweck erfüllt, und falls es zwischen ihnen noch irgendwelche unausgesprochenen Fragen bezüglich ihrer jeweiligen sexuellen Orientierung gegeben hatte, waren sie jetzt beantwortet.

Cyprian spielte die Schmollende und schob die Unterlippe vor. »Ihr seid langweilig.«

»Ein anderes Mal, *chérie*«, sagte Adrienne. »Habt ihr Hunger? Gar nicht weit von hier ist ein Bistro, wo es eine köstliche *sole meunière* gibt.«

Als sie die Straße hinuntergingen, Cyprian und Suzanne vorneweg, hakte Adrienne sich bei Sylvia unter, und die lehnte sich ein wenig mehr als nötig an den üppigen, weichen Körper der Buchhändlerin.

Zu Beginn des Herbstes, als sie nach einer Lesung mit André Spire gerade die leeren Flaschen und die Stühle wegräumten, gingen die Luftschuttsirenen los. Als ob es ihr Ritual wäre, wenn die Sirenen jaulten, hob Suzanne eine Flasche, in der noch ein wenig Bordeaux war, stieß damit gegen eine andere Flasche und leerte den Rest mit einem schwungvollen Zug.

Sie hustete. Das tat sie immer öfter, seit die Tage kürzer wurden und eine herbstliche Kühle in der Luft lag.

Sylvia schämte sich der Gefühle, die Suzannes Husten in ihr auslöste. Der Husten und die dunkelvioletten Schatten unter ihren Augen. Niemand sprach es aus, aber Sylvia vermutete, dass Suzanne Tuberkulose hatte. Schwindsucht. Irgendwie war es die perfekte Krankheit für diese Dickens'sche Schönheit und ihre ebenso viktorianische Gefährtin.